

Nachtmarsch

Autor(en): **Frey, Hans**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **43 (1939-1940)**

Heft 9

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-667591>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Gottlob, jetzt war sie nicht mehr weit von zu Hause! Es schneite aber zu stark, als daß sie das Licht hätte sehen können. Nur einen Augenblick wollte sie sich auf der Bank ausruhen, die ein wenig abseits der Straße unter einem Baum stand. Ach, wie tat es doch gut, ein wenig sitzen zu können! Und der Schnee, der in immer größern Flocken herniedersank, hüllte sie ein wie eine warme Decke. Sie hatte die eingesammelten Schirme neben sich auf die Bank gelegt, und wieder glitt ihre Hand in die Tasche. Ach, sie

hatte solchen Hunger! Seppli wäre gewiß nicht böse, wenn sie ein kleines Stückchen aße. Frau Rühlein brach ein kleines Stück ab, und es muß ihr wohl gut gemundet haben, denn auf ihrem Gesicht lag, als man sie am Morgen fand, ein Ausdruck der Zufriedenheit und Gestilltheit.

Vom Lebkuchenherz, das sie noch in der Hand hielt, war ein kleines Stückchen abgebrochen, ein ganz kleines, denn es gehörte ja eigentlich dem Seppli.

Heidebilder.

Tiefeinsamkeit spannt weit die schönen Flügel,
Weit über stille Felder aus.

Wie ferne Küsten grenzen graue Hügel,
Sie schützen vor dem Menschengraus.

Die Mittagsonne brütet auf der Heide,
Im Süden droht ein schwarzer Ring.
Verdurstet hängt das magere Getreide,
Behaglich treibt ein Schmetterling.

Ermattet ruhn der Hirt und seine Schafe,
Die Ente träumt im Binsenkraut,
Die Ringelnatter sonnt in trägem Schläfe
Unregbar ihre Tigerhaut.

Im Zickzack zuckt ein Blitz, und Wasserfluten
Entstürzen gierig dunklem Zelt,
Es jauchzt der Sturm und peitscht mit seinen Ruten
Erlösend meine Heidewelt.

In Herbstestagen bricht mit starkem Flügel
Der Reiher durch den Nebelduft.
Wie still es ist! kaum hör ich um den Hügel
Noch einen Laut in weiter Luft.

Tiefeinsamkeit, es schlingt um deine Pforte
Die Erika das rote Band.
Von Menschen leer, was braucht es noch der Worte,
Sei mir gegrüßt, du stilles Land.

Auf eines Birkenstämmchens schwanker Krone
Ruht sich ein Wanderfalken aus.

Doch schläft er nicht, von seinem leichten Throne
Augt er durchdringend scharf hinaus.

Der alte Bauer mit verhaltne[m] Schritte
Schleicht neben seinem Wagen Torf.
Und holpernd, stolpernd schleppt mit lahmem Tritte
Der alte Schimmel ihn ins Dorf.

Die Sonne leiht dem Schnee das Prachtgeschmeide,
Doch ach! wie kurz ist Schein und Licht.
Ein Nebel tropft, und traurig zieht im Leide
Die Landschaft ihren Schleier dicht.

Ein Häslein nur fühlt noch des Lebens Wärme,
Am Weidenstumpfe hockt es bang.
Doch kreischen hungrig schon die Rabenschwärme
Und hacken auf den sichern Fang.

Bis auf den schwarzen Schlammgrund sind gefroren
Die Wasserlöcher und der See.

Zuweilen geht ein Wimmern, wie verloren,
Dann stirbt im toten Wald ein Reh.

Detlev von Liliencron.

Nachmarsch.

Von Hans Frey.

Das Bataillon marschirt in die sinkende Nacht.
Es ist der schwere Schritt der fünften Stunde,
und längst schon sind die Lieder verklungen —
nur tropfenweise fallen Worte.

Mann schreitet neben Mann, Glied hinter

Glied, Zug um Zug — unförmig, eine graue
Masse, hin und her pendelnd mit gesenktem
Kopfe — jeder für sich allein mit den Gedanken.
Mächtige Wolkenschiffe fahren mondgesäumt über
den Himmel, Sterne blinken in blauen Tälern.

Hell schimmert das Band der Landstraße, darauf sich das Bataillon gleich einem Riesenwurm vorwärts schiebt. Matt glänzen die Helme, dann ist es auf einmal wieder ganz dunkel, und du hörst nur den Schritt aller und den schweren Atem deines Nebenmannes; oft ist er ganz nah, du spürst seinen Arm — dann wieder scheinbar weit weg —, daß du allein, wie verlassen — Schritt um Schritt zu gehen hast.

Du fühlst sie alle, die vor und hinter dir schreiten, schattengleich vielleicht vermagst du verschwommene Umrisse zu erkennen — dann wieder eilt das bleiche Licht über uns hin.

Weit vorn ist die Fahne, nun auch düster und dunkel wie die Nacht, müde eingerollt auf der Schulter des Fähnrichs ruhend.

Wann ist es gewesen, daß sie blutrot einen Widerschein in unsere Herzen geworfen?

— Vor Stunden, als wir im grauen Gebiert standen, regungslos, unter dem Kommando erstarrt — die harten Takte des Fahnenmarsches erklangen, daß es brausend wie Bergwind durch die Glieder fuhr, ein starkes Gefühl der Verbundenheit, das die ganze Kraft des Herzens von uns forderte — so als hielte jeder einen Zipfel, einen Widerschein der Fahne fest. —

Schwer wuchtet der Schritt durch die schweigenden Dörfer, vorüber an schlafenden Kirchtürmen, die gleichsam eingenickt über einem Häuflein Dächer träumen und eine langsam rinneude Zeit in das Land hinausrufen.

Manchmal blinkt ein Licht — oder leuchtet ein Stern?

Durch die Reihen schleicht der Schlaf und will uns nebenausschieben — doch Hand um Hand greift, tastet nach dem Nebenmann, umklammert wie zufällig seinen Gewehrkolben, das Schanzwerkzeug —, bist du's, Kamerad?

Jeder ist für den andern da, mitzutragen, mitzuhelfen, mitzuschützen dieses Land, das unsere liebe Heimat ist, unser Vaterland.

Die Welt schläft, — wir aber marschieren.

Und da — hörst du es? Hörst du's?

Es wirbelt in die Ohren, schmettert hell und klingend — fährt zündend durch die Knochen, in die müden Beine, die Glieder straffen, recken sich, aus zehn Schritten und Schrittlein wird e i n hal-

lender Tritt, gebannt, in den hämmernden Rhythmus gezwungen. Das Lächeln huscht unter die Stahlhelme — bleiche Gesichter nicken sich zu.

Die Nacht rauscht —, gibt die Töne tausendfach zurück.

In den Wäldern steht er auf und beginnt zu marschieren. Hinter den Hügeln schallt es Antwort, weit aus der Ferne wirbelt ein Echo und läuft mit — hörst du sie, Kamerad — die Trommel, den Mann, der da zehn Schritte vor dir die Schlägel tanzen läßt, daß überall dies eherne Lied die Stille aufreißt?

Hör zu! — Ist es nicht, als marschierten Tausende, Zehntausende dem Klange nach, weit drüben, — und dort, sind es nicht fliegende Fahnen im Winde — sind es Wolken?

Das wirbelt und schlägelt und zuckt und schwingt. Trommle, Tambour, trommle —.

Mag jenseits unserer Grenze ein Wetter sich schwarz und drohend zusammenziehen, mögen Blitze peitschen und Stürme rasen —.

Wir marschieren, und die Heimat hört uns! In die Kammern und Scheunen wirbelt das Kalbfell — Schläfer wachen auf und horchen und lächeln: Soldaten marschieren durch die Nacht, Heimat und Herd zu schirmen.

Du neben mir — schau das Land, und dort — dort weit im Süden die weiße Mauer — die ewigen Zinnen und Türme im Mondlicht, schweigend in königlicher Ruhe: unsere Berge, unsere Wächter. —

Ob sie uns hören — die wir ihnen entgegenziehen, Stunde um Stunde — längst daß Mitternacht vorüber ist und bald ein neuer Tag zu dämmern beginnt?

Ob sie dies Soldatenlied vernehmen, die schon vor Jahrhunderten dem harten, unerbittlichen Schlägeln der Landsknechte lauschten?

O, daß es ewig klingen möge!

Darum, Tambour — trommle, wecke auf!

Der Tag löst sich aus grauen Nebelschleiern, an dem Himmel hin zuckt das erste Frühlicht, und weit, siehst du es — weit vorn über wogenden Helmen, was flattert und brennt so rot um ein weißes Kreuz?

Kamerad, es ist die Fahne. —